

Aus dem Schatten treten die, die keinen Namen haben

Ana Grile, Samuel Mago und Iris Andraschek engagieren sich für sichtbare Erinnerungszeichen der Verbrechen der Vergangenheit und nicht zuletzt der Leistungen von Wissenschaftlerinnen. Ein Gespräch über Denkmäler als öffentliches Eingeständnis der Verantwortung und ihrer Bedeutung für Minderheiten, geführt von Jessica Beer und Cornelia Kogoj.



Iris Andraschek lebt und arbeitet in Wien und Niederösterreich. Sie beschäftigt sich mit Erinnerungskulturen und persönlichen, kulturell geprägten oder politischen, sozioökonomischen Grenzen. Ihre Arbeiten wurden u.a. im Leopold Museum, im Lentos Kunstmuseum und im Kunsthaus Graz gezeigt.

Es gibt wohl keinen besseren Tag, um über Fragen des Erinnerns und des öffentlichen Gedenkens zu sprechen als heute, am 27. Jänner, dem „Holocaust Memorial Day“. Die Funktion des Gedenkens kann sowohl im Erinnern an traumatische Ereignisse in der Vergangenheit liegen als auch im Feiern und Würdigen von Personen oder Leistungen. Wir möchten uns in diesem Gespräch auf Denkmäler als öffentliche Manifestationen des Gedenkens konzentrieren, speziell auf jene Denkmäler, die bis heute vermisst werden. Samuel, du bist in einem Gedenkprojekt engagiert, das in Wien ein zentrales Mahnmal für die in der NS-Zeit ermordeten Rom*nja und Sinti*zze fordert. Warum existiert dieses Denkmal bis heute nicht?

Samuel Mago: In den Hauptstädten aller sogenannten Täter*innenländer, also jener Länder, die maßgeblich Mitschuld am Völkermord an den Roma und Romnja tragen, stehen Denkmäler, die an diese Verbrechen erinnern und mahnen. In der österreichischen Bundeshauptstadt hingegen nicht. Heuer sind es 80 Jahre, dass ein solches Mahnmal fehlt. Und das ist sehr beschämend. Nicht für die Rom*nja-Community, denn wir erinnern und gedenken jeden Tag, ob wir wollen oder nicht. Es ist beschämend für die Republik Österreich, die sich – quer durch alle politischen Parteien – der Verantwortung entzogen hat, ein solches Mahnmal im Herzen der Stadt Wien zu errichten.

In den letzten zehn Jahren haben viele Stimmen aus den Communities der Roma und Romnja, Sinti und Sintizze dieses Thema aufgegriffen. Seit etwa vier Jahren stehen alle Rom*nja-Aktivist*innen und Vereine dahinter, dass es ein zentrales Mahnmal braucht. Auf Betreiben von vor allem grünen Abgeordneten wie Olga Voglauer und Eva Blimlinger wurde begonnen, auch im Parlament darüber zu diskutieren. Im Dezember 2023 wurde im Nationalrat beschlossen, dass dieses Mahnmal realisiert werden soll. Und jetzt warten wir.

Du hast einen ganz wichtigen Aspekt angesprochen, nämlich dass ein Denkmal vor allem der Mehrheitsgesellschaft fehlt, weil die Community selbst auch ohne Denkmal erinnert und trauert. Könntest du diese beiden Funktionen einer Gedenkstätte präzisieren? Die Bedeutung für die Community selbst und für die Mehrheitsgesellschaft.

Mago: Ich denke auf der einen Seite an die unglaublich große Zahl von Schülerinnen und Schülern, die in den vergangenen 80 Jahren keine Möglichkeit hatte, ein Denkmal zu besuchen, das an den Völkermord an den Roma und Romnja, Sinti und Sintizze erinnert. Wenn wir uns heute Studien anschauen, wie viele Jugendliche mit dem Begriff „Holocaust“ nichts anfangen können und noch weniger damit, dass eine halbe Million Rom*nja im Nationalsozialismus ermordet wurden, dann liegt das auch an der fehlenden Erinnerungspolitik samt den fehlenden Gedenkstätten. Ich frage mich immer, wie viele Menschen – auch Nachkommen von Nationalsozialisten – ein solches Mahnmal hätten besuchen können. Um zu erfahren, welche Schicksale sich hinter all den Opfern verbergen. Dann sehe ich auf der anderen Seite meine Großmutter, die vor eineinhalb Jahren gestorben ist. Sie war selbst Zeitzeugin. Sie hat die letzten Jahre ihres Lebens in Wien verbracht und konnte nicht mit mir, ihrem Enkelsohn, ein solches Mahnmal besuchen, wo wir unserer ermordeten Ahnen, unserer Freund*innen, und ganz pathetisch gesagt, unserer Brüder und Schwestern hätten gemeinsam gedenken können.

Ana, du arbeitest an einem Projekt, das im Gegensatz zur Forderung nach einem zentralen Genozid-Mahnmal für Rom*nja und Sinti*zze in Wien in einem kleinen Ort im Gailtal/Zila für die im Jahr 1942 deportierten Kärntner Slowen*innen realisiert werden soll. Bräuchte es nicht auch in diesem Fall zusätzlich ein zentrales Denkmal?

Ana Grilc: Ich schließe mich der Forderung der Rom*nja-Community nach einem zentralen Denkmal an. Ich glaube, dass auch die Kärntner Slowen*innen ein solches in einer größeren Stadt, wie es Wien/Dunaj ist, sehr begrüßen würden. In diesem Opferdiskurs werden die Kärntner Slowen*innen oft vergessen. Zum Teil auch deshalb, weil der Gegendiskurs in Kärnten/Koroška immer sehr intensiv war. Das Land ist übersät mit Denkmälern für die Abwehrkämpfer. Das zeigt, welche Ereignisse in der Geschichte des Landes als wichtig erachtet werden: vor allem der so genannte Abwehrkampf. Das Narrativ, man habe sich damals gegen einen slawischen Aggressor verteidigt, ist ein Mythos. Und dieser Mythos wird von deutschnationalen Kräften nach wie vor aufrechterhalten. Es gibt nur wenige Denkmäler, die an die slowenische Geschichte erinnern, die meisten davon wurden auf lokaler Ebene erkämpft. Diese Denkmäler befinden sich meist in kleineren Gemeinden oder auf Privatgrundstücken.

Das Gailtal ist durch einen spezifischen Umgang mit der NS-Zeit geprägt. Das Schweigen hielt dort lange an. Das ist bei den traumatisierten Menschen, die 1942 deportiert wurden, auch verständlich. Viele Nationalsozialisten blieben auch nach dem Krieg in hohen Positionen. So war es nicht einfach, wenn z. B. der Lehrer ein bekennender Nazi war und nach dem Krieg einfach weiter unterrichtete. Aber das hat sich in den letzten Jahren ein bisschen geändert. Vor allem durch den Verein „Erinnern Gailtal“, der unter anderem die Namen der NS-Opfer aus dem Gailtal sammelt. Dadurch ist das Thema Denkmal ins Rollen gekommen. „Erinnern Gailtal“ hat sich dazu entschlossen, in Hermagor/Šmohor ein Denkmal zu errichten. Dieses wird im Mai enthüllt.

Ein weiteres Denkmal soll aufbauend auf eine Idee von dir gestaltet werden.

Grilc: Die Gemeinde Achomitz/Zahomc, woher meine Familie mütterlicherseits stammt, schaut ebenso auf eine einschneidende Geschichte der Deportation zurück. Auf Initiative von Nachfahr*innen und mit



„Der Muse reicht's“, Kunstwerk von Iris Andraschek | Schattensilhouette | 2009 im Arkadenhof der Universität Wien [oben] | © WWWeb.pix, CC BY-SA 4.0

Gedenkstein für die unsichtbaren und nicht geehrten Wissenschaftlerinnen der Universität Wien [unten] | © WWWeb.pix, CC BY-SA 4.0

Unterstützung der Gemeinde wurde auch in Achomitz/Zahomc das Projekt „Denkmal“ angestoßen. Ich durfte das künstlerische Konzept dazu liefern. Die Idee ist, dass das Denkmal aus einer Bauerntür aus dieser Zeit besteht. Im Zusammenhang mit den Deportationen wird immer wieder erzählt, dass sie damit begonnen haben, dass jemand laut an die Haustür geklopft hat. Dieses Klopfen ist ein gewaltsames Eindringen in den privaten Raum. Ich habe mich von diesem Bild leiten lassen. Die Tür im öffentlichen Raum ist mit einem Bewegungsmelder ausgestattet. Wenn man auf sie zugeht, klopft es plötzlich. Man kann die Tür öffnen und entscheiden, ob man hineingeht. Wenn man über die Schwelle tritt, hört man über Lautsprecher Geschichten von Menschen aus der Nachbarschaft. Es sind Überlebende oder Menschen, deren Vorfahr*innen Opfer des Nationalsozialismus waren. Sie erzählen sowohl auf Deutsch als auch im slowenischen Gailtaler Dialekt. Je nachdem, welche Sprache man versteht, kann man sich auf die eine oder andere Seite der Tür lehnen und den Geschichten lauschen. Die Idee dahinter ist unter anderem, dass sich die Tür an einem Punkt im öffentlichen Raum befindet, von dem aus man das ganze

Dorf überblicken kann. Man sieht zum Beispiel auch das Haus meiner Familie, aus dem meine Vorfahr*innen deportiert wurden. Mir ist es auch sehr wichtig, dass die slowenische Sprache einen öffentlichen Ort findet.

Das ist ein guter Übergang zu dir, Iris, weil Anas Konzept auch ein künstlerisches Konzept ist, das mit Symbolen arbeitet. Wie gehst du als Künstlerin an eine Gestaltungsaufgabe zum Thema Erinnern heran? Das sind ja oft Auftragsarbeiten, Ausschreibungen oder geladene Wettbewerbe.

Iris Andraschek: Das ist sehr unterschiedlich. Bei meinem Projekt „Der Muse reicht’s“ von 2009 an der Universität Wien war es ein geladener Wettbewerb. Mehrere Künstlerinnen waren eingeladen, das Versäumnis der Universität Wien, Wissenschaftlerinnen zu ehren, aufzuzeigen. Im Arkadenhof der Universität Wien standen 154 Denkmäler, die ausschließlich Wissenschaftler ehren – Büsten oder Tafeln. Mit Ausnahme einer Relieftafel an einer Seitensäule, auf der zu lesen

ist, dass die Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach die Ehrendoktorwürde erhalten hat, waren zu diesem Zeitpunkt alle 154 Ehrungen ausschließlich Männern vorbehalten.

Wie funktioniert die Ehrenpolitik an den Universitäten?

Andraschek: Es ist eher die Ausnahme, dass Wissenschaftler von einem übergeordneten Gremium oder von den Universitäten selbst für Ehrungen ausgewählt werden. In den meisten Fällen finden sie auf Wunsch von Vereinen, Sponsoren oder von Ehefrauen statt, die ihre Männer geehrt sehen wollen. Die Auswahl ist also sehr subjektiv. Es wird auch nicht berücksichtigt, dass die geehrten Wissenschaftler meistens in Teams gearbeitet haben, in denen durchaus auch Frauen waren. Die meisten Errungenschaften sind nicht einzelnen Personen zuzuschreiben, sondern sind in langjähriger Teamarbeit entstanden. Insofern illustrieren diese 154 Figuren auch diese Ignoranz.

Wie entstand „Der Muse reicht’s“, das als Siegerinnenprojekt gekürt wurde?



Samuel Mago, geboren in Budapest, lebt seit 2000 in Wien und ist publizierter Schriftsteller und Journalist. Er studierte Transkulturelle Kommunikation an der Uni Wien, war Mitbegründer der Hochschüler*innenschaft Österreichischer Rom*nja und ist aktuell Redakteur der ORF Minderheitenredaktion.

Samuel Mago | Foto: Osman Cetin

Andraschek: Im Vorfeld hielt ich mich oft im Arkadenhof der Universität auf, habe mir die örtlichen Gegebenheiten angeschaut und mit Studierenden gesprochen. Der Hof war kurz vorher umgestaltet worden, man hat ihn geöffnet und unter anderem Sitzmöglichkeiten für die Studierenden geschaffen. Ich erfuhr auch, dass die Frauen an der Universität schon seit Jahrzehnten wiederholt an das Rektorat herangetreten sind und gefordert haben, dass dieser Missstand, die Fokussierung auf männliche Ehrungen, abgeschafft wird. Diese Forderung ist lange Zeit ungehört verhallt. Insofern war meine Rolle eine merkwürdige: Ich wurde praktisch beauftragt, auf dieses Versäumnis hinzuweisen.

Das konnte ich aber nicht, ohne die Frauen an der Universität in diesen Prozess einzubeziehen, ihre Geschichten zu hören, sie zumindest zu Wort kommen zu lassen. Neben vielen anderen Frauen sprach ich auch mit der Historikerin Edith Sauer, die sich jahrzehntelang für die Würdigung von Wissenschaftlerinnen im Arkadenhof eingesetzt hat.

Bei meinem Entwurf bin ich von dem Bild eines riesigen Schattens auf der Universität ausgegangen. Ein Schatten, der das Ungleichgewicht widerspiegelt, das so lange aufrechterhalten wurde. Ich wollte kein Monument im klassischen Sinne schaffen, denn ich wollte den Studierenden keinen Platz im Arkadenhof wegnehmen. Für mich stand also die Form im Vordergrund und diese sollte ein Schatten sein. Im Zentrum des Arkadenhofes steht die Skulptur der Kastalia. Kastalia ist kein Mensch, sondern eine Nymphe, die als Quelle der Inspiration und des Wissens gilt. Als sie von Apollo verfolgt wird, entzieht sie sich seinem Zugriff und stürzt sich in eine Quelle bei Delphi, die seither ihren Namen trägt. Von der Idee, die Kastalia als Schatten zur verwenden, bin ich dann aber abgekommen.

Ich wollte starke, reale Frauen zeigen, die an der Universität arbeiten oder studieren. Ich habe über das Büro für Gleichstellungsfragen einen Aufruf gestartet, auf den sich mehr als 100 Frauen gemeldet haben. Ich habe

sie gebeten, sich auf ein Podest zu stellen und eine Geste zu machen, die auf dieses Versäumnis hinweist. Ich habe sie eine Woche lang fotografiert und interviewt. Aus den Umrissen der Frauen habe ich dann das Schattenmonument gemacht. Auf dem Boden des Arkadenhofes liegt jetzt eine Intarsie aus Stein, die eine Frauengestalt mit geballter Faust zeigt. Das war eine intensive Auseinandersetzung und auch eine Auseinandersetzung mit Kritik. Denn der Schatten ist ja auch ein ambivalentes Zeichen. Einige Frauen sagten, ein Schatten sei auch etwas Negatives.

Es hat sich dann herausgestellt, dass es im Arkadenhof zwei Lücken gibt, wo ursprünglich zwei Kandelaber standen. An diesen Lücken wollte ich zwei Steinsockel aufstellen: den einen, der den fotografierten Frauen als Podest gedient hat und in den der Titel der Arbeit „Der Muse reicht’s“ eingraviert wurde. Auf den anderen Sockel sollte eine Inschrift kommen, die dieses Versäumnis beschreibt. Ich habe einen Workshop mit den beteiligten Frauen durchgeführt, um in einem demokratischen Prozess eine Inschrift zu finden. Aus vielen Sätzen kristallisierte sich einer heraus, der eingraviert wurde: „Aus dem Schatten treten die, die keinen Namen haben.“ Beteiligt waren ganz unterschiedliche Frauen: Professorinnen, Sekretärinnen, Studentinnen. Die Silhouette des Schattens habe ich aus vielen Teilen der fotografierten Porträts zusammengesetzt. Es ist eigentlich keine Figur, sondern eine Art Puzzle.

[Es geht in diesem Projekt nicht um die Würdigung konkreter Frauen, Forscherinnen, Wissenschaftlerinnen, sondern erst einmal um die Sichtbarmachung der Auslassung, der Leerstelle. Gab es weitere Schritte von Seiten der Universität?](#)

Iris Andraschek: Ja, es gab Ausschreibungen, unter anderem eine Ausschreibung für konkrete Frauenfiguren wie Elise Richter. Seit 2009 sind vielleicht sieben bis acht Denkmäler für Frauen dazu gekommen.

[Der Satz „Aus dem Schatten treten die, die keinen Namen](#)

[haben“, den du, Iris, genannt hast, trifft in gewisser Weise auf alle drei Projekte zu. Samuel und Ana, wie würdet ihr diesen Satz mit euren Projekten in Verbindung bringen?](#)

Mago: Ja, man kann diesen Satz eins zu eins übertragen. Die unsichtbaren Wissenschaftlerinnen und die unsichtbaren Opfer des Genozids. Es geht in beiden Fällen um die Frage des Nicht-Erinnerns. Wir, die Nachkommen, erinnern uns, und es tut jeden Tag weh. In unseren Familien wird entweder verschwiegen, was weh tut, oder ausgesprochen, was weh tut. Es ist auch eine Art Schatten, nur aus der Perspektive der Mehrheitsbevölkerung oder in deinem Projekt aus der Perspektive der Männer und des Patriarchats.

[Ist es für eine Minderheit heilsam, wenn ein Täter*innenland ein solches Mahnmal errichtet?](#)

Mago: Absolut! Dieses Nichtanerkanntwerden, Nichtgehörtwerden, Nichtgesehenwerden, das macht wahnsinnig viel mit der ersten Generation und immer noch, auch mit der zweiten, dritten und vierten Generation. Ich kann mich an das Gefühl erinnern, als wir im Dezember 2023 die Nachricht erhielten, dass der Nationalrat das Denkmal beschlossen hat. Erst der Urenkel der NS-Überlebenden Ceija Stojka – der aktuelle Präsident der HÖR Santino Stojka – wird dieses Denkmal erleben. Das muss man sich einmal vor Augen führen.

[Ana, wie ist es für dich bzw. für die deportierten Kärntner Slowen*innen, deren nicht gedacht wird, und deren Kinder und Enkelkinder?](#)

Grilc: Für uns Kärntner Slowen*innen ist es sehr wichtig, als Teil der Kärntner und österreichischen Geschichtsschreibung anerkannt zu sein. Wir haben dieses Land mitgestaltet und geprägt. Und auf der anderen Seite haben wir durch die Deportationen extrem gelitten. Wir wissen aus der Forschung, dass das Trauma des Holocaust bis in die siebte Generation nachwirkt.



Ana Grilc, geboren in Villach/Bejjak, ist Schriftstellerin, Journalistin und gemeinsam mit Julija Urban Teil des feministischen Regiekollektivs „Feminem MaxiPad“. Sie studierte an der Universität für Angewandte Kunst und ist Vorstandsmitglied des Klubs slowenischer Student*innen in Wien (KSŠSD). 2020 gewann sie den Newcomer-Preis der Stadt Klagenfurt für ihre Kurzgeschichte „Der Leichenfresser“.

Ana Grilc | Foto: Reichmann

Das prägt die Volksgruppe. Ohne den Widerstand der Partisan*innen gäbe es die Zweite Republik in dieser Form nicht. Es ist also nicht einzusehen, warum die Kärntner Slowen*innen, aber auch andere Minderheiten, aus der Geschichtsschreibung getilgt werden. Denkmäler machen auf die Lücken der Erinnerungspolitik aufmerksam, deshalb ist es so wichtig, dass sie von verschiedenen Gruppen und aus verschiedenen Perspektiven initiiert und gestaltet werden. Um auf das zurückzukommen, was du, Samuel, über die Mehrheitsgesellschaft gesagt hast: Natürlich ist es für die Volksgruppen, für die Minderheiten sehr wichtig, dass sie gesehen und gehört werden, dass sie einbezogen werden, dass sie eine Stimme haben und partizipieren können. Aber auf der anderen Seite ist es für die Mehrheit genauso wichtig, dass sie sich mit diesen Themen auseinandersetzen kann, denn Verdrängung und Schweigen tut niemandem gut.

Eine abschließende Frage: Haben Gedenkstätten und Denkmäler nicht auch einen Bildungsauftrag? Also, dass die Mehrheitsgesellschaft von den Deportationen der Kärntner Slowen*innen erfährt? Oder über die ermordeten

Rom*nja und Sint*izze in der Zeit des Nationalsozialismus? Oder sich damit auseinandersetzt, warum es so wenige Denkmäler für Frauen gibt?

Mago: Ich muss leider immer wieder feststellen, immer wieder wirklich sehr frustriert feststellen, dass das Wissen fehlt. Auch die Leute in unseren „Bubbles“, die sich viel mit Erinnerungsarbeit beschäftigen, wissen zu wenig über die Geschichte. Junge Leute, die gerade die Schule abgeschlossen haben, oder auch ältere Leute, die sozusagen ein ganzes Leben hinter sich haben, haben keine Ahnung, was mit den vielen Opfern und Opfergruppen passiert ist. Das macht mich völlig fertig. Und es entmutigt auch. Man fragt sich, warum man sich überhaupt engagiert. Deswegen ist es eine wahnsinnig wichtige Aufgabe von Bildungseinrichtungen, diese Geschichte zu vermitteln. Das Gute an Denkmälern ist vor allem ihre Sichtbarkeit. Wenn ich im Arkadenhof stehe und mich frage, was der Schatten am Boden soll, reicht das schon, um zum Nachdenken anzuregen.

Andraschek: Ja, ich glaube auch, dass der Bildungsauftrag sehr wichtig ist. Es ist auch wichtig, dass sich Künstlerin-

nen mit den formalen Bedingungen auseinandersetzen. Ich habe durch meine Arbeit viel gelernt, war auch emotional gefordert, da ich mit vielen Menschen kommunizieren musste. Ich habe mich dann aber sehr gefreut, als zum Beispiel das Institut für Zeitgeschichte Lehrveranstaltungen auf meinem Denkmal abgehalten hat. Oder als Studierende ganz viele Frauennamen mit Kreide auf den Schatten geschrieben haben. Ja, diese Folgewirkungen sind schön. Ich finde es wichtig, dass man Teil einer Praxis und einer Auseinandersetzung in einer Bildungsinstitution ist. Denkmäler sollen dazu einladen, mit ihnen zu agieren, sie als Bühne des Erinnerns und Gedenkens zu nutzen und möglicherweise auch zu verändern.

Grilc: Stuart Hall hat die Frage gestellt: „Whose Heritage?“ Diese Frage sollte man sich heute im Zusammenhang mit Denkmälern stellen. Diese sind im Kontext eines Diskurses rund um Identität und Nation zu sehen. Denkmäler sollen der Öffentlichkeit vermitteln, was alles die „imagined community“ Österreich ausmacht. Deshalb glaube ich, dass der öffentliche Raum so wichtig ist. Es ist nicht der Raum eines Staates, es ist nicht der Raum einer Gruppe. Es ist unser Raum!